

RHEIN-NECKAR-ZEITUNG

Rhein-Neckar-Zeitung GmbH, Hauptstr. 23 und Neugasse 2,
Postadresse: 69035 Heidelberg, Postf. 10 45 60, Internet:
http://www.rnz.de. Erscheint werktäglich in 10 Ausgaben



Zustell-Service: Tel. (0 62 21) 5 19 - 3 80, Fax 5 19 - 3 85.
Anzeigen-Annahme: Tel. (0 62 21) 5 19 - 2 51, Fax 5 19 - 2 06.
Verlag und Redaktion: Tel. (0 62 21) 5 19 - 1, Fax 5 19 - 2 17.

HEIDELBERGER

NACHRICHTEN

RNZ, 21.11.2009

Klaus Bednarz war 18 Jahre lang, bis 2001, dem Fernsehzuschauer als „das“ Gesicht aus dem ARD-Politmagazin „Monitor“ bekannt. Zuvor war er Korrespondent in Warschau und Moskau gewesen. Außerdem hat er Dokumentarfilme gedreht und Bücher geschrieben über die Weiten Russlands und Sibiriens, über Alaska und die Südspitze Südamerikas. Jetzt gibt er in einer neuen Veröffentlichung „Ferne und Nähe“ über Stationen seines Journalistenlebens Auskunft. Am Freitag, 27. November, wird Klaus Bednarz zu Gast sein im Deutsch-Amerikanischen Institut (DAI). Zuvor sprach er über investigativen Journalismus, über die Inflation der Talkshows, über seine eigenen Fernsehgewohnheiten und was er noch vorhat, mit RNZ-Mitarbeiterin Heidemarie Winter-Lehming.

> Verstehen Sie sich weiterhin als einen investigativen Journalisten?

Dadurch, dass ich als öffentlich-rechtlicher Redakteur mit 65 die Pensionsgrenze erreicht habe, habe ich ja nicht aufgehört, ein politisch interessierter Mensch und ein Journalist zu sein. Und da ich unter einem investigativen Journalisten jemanden verstehe, der aus Prinzip Dingen gerne auf den Grund geht, fühle ich mich nach wie vor als jemand, der zu diesem Berufstand und zu diesem speziellen Zweig seines Berufsstandes gehört.

> In einer Rede, die auch in Ihrem neuen Buch abgedruckt ist, beklagen Sie die Schwierigkeiten für Journalisten, an Informationen zu kommen.

Grundsätzlich glaube ich, dass die Situation für den investigativen Journalismus in Deutschland in den letzten Jahren immer schwieriger geworden ist. Einmal aus ökonomischen Gründen, weil es immer weniger Redaktionen gibt, egal, ob im Print- oder im elektronischen Bereich, die bereit sind, die entsprechenden Mittel zur Verfügung zu stellen. Investigativer, unabhängiger, aufklärerischer Journalismus aber ist kosten- und personalintensiv.

Der zweite Grund ist, dass ich das Gefühl habe, dass es beim journalistischen Nachwuchs zwar nach wie vor sehr viele gibt, die engagiert versuchen, investigativen Journalismus zu betreiben. Aber zugleich findet sich eine große Zahl anderer Kolleginnen und Kollegen, die doch eher bereit sind, den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen, um Karriere im hierarchischen oder ökonomischen oder in beiderlei Sinn zu machen.

Und als Drittes glaube ich, dass auf der politischen Ebene in den letzten Jahren sehr viel getan wurde, um die Situation des investigativen Journalismus in Deutschland zu schwächen, auf der gesetzgeberischen Seite wie auch in der Praxis der Arbeit der Justizorgane – vor allem durch eine zunehmende Aufweichung des Quellen- und Informantenschutzes.

> An gleicher Stelle gehen Sie auch hart mit den inzwischen weit verbreiteten Talkshows ins Gericht.

Es ist ganz eindeutig festzustellen, dass seit dem Aufkommen der sogenannten Talkshows die Bereitschaft der Politiker der „A-Klasse“, sich den Fragen zeitkritischer Fernsehmagazine zu stellen, drama-



Geht den Dingen aus Prinzip auf den Grund: Journalist Klaus Bednarz. Foto: Winter-Lehming

Journalist mit Herz und Seele

Ex-„Monitor“-Chef Klaus Bednarz gibt noch lange keine Ruhe

tisch abgenommen hat. Man geht als Politiker viel lieber in eine Talkshow, wo man, wenn man es halbwegs geschickt anstellt, alles loswerden kann, was man als Politiker loswerden möchte. Noch dazu, von Ausnahmen abgesehen wie zum Beispiel „Hart aber fair“, ohne Gefahr zu laufen, gleich durch allzu kritische und hartnäckige Nachfragen in Verlegenheit zu kommen.

> Welche Sendungen schauen Sie sich an – außer „Monitor“?

Ich schaue alles Mögliche, natürlich Fußball. Ich schaue aber auch zum Beispiel sehr gerne „Zapp“ von NDR3 (jetzt auch sonntags in der ARD, Anm. d. Red.), das einzige, wirklich medienkritische Magazin in unserem eigenen System. Und es gibt, gerade im öffentlich-rechtlichen Bereich, ein sehr großes Angebot von wichtigen und guten, zum Teil wunderbaren Sendungen. Ich muss mir nur die Mühe machen, als Zuschauer das Programmangebot genau zu lesen und nicht immer nur anschalten und meckern. Es gibt jeden Abend zumindest in den dritten Programmen, bei Phönix, bei 3sat oder bei Arte, Alternativen, die jedem Anspruch gerecht werden.

> 2001 schieden Sie bei „Monitor“ aus – nach 18 Jahren. Warum? Das Alter, damals 59, kann es nicht gewesen sein. Als ich Monitor übernommen habe, fragte man mich: Wie lange möchten Sie es machen? Ich wollte es länger machen als mein Vorgänger Gerd Ruge. Der hatte zwei Jahre „Monitor“ geleitet. Aber nicht so lange wie mein Vorgänger Claus Hinrich Casdorff. Der hat es 17 Jahre gemacht. Ich habe mich fast an mein Versprechen gehalten, als ich nach 18 Jahren gesagt hab: Liebe Leute, nun ist es genug. Erstens bin ich der Meinung, dass, wenn man so lange eine Redaktion leitet, Gefahr läuft, selbst in eine gewisse Routine zu geraten. Und zum anderen hatte ich noch so viele andere journalistische Träume, die ich mir erfüllen wollte. Fritz Pleitgen, der damalige Intendant, war hell entsetzt. Er sagte, ich solle bleiben, so lange er Intendant ist. Aber ich wollte es wirklich ganz bewusst in jüngere Hände geben.

> Können Sie sich noch erinnern an unerwartete Reaktionen auf Monitor-Themen? Über welche waren Sie am meisten erstaunt?

Es gab in den 90er Jahren eine heftige

Diskussion darüber, ob die Amerikaner in der Bundesrepublik sogenannte Neutronenbomben stationieren, diese fürchterliche, neuentwickelte Waffe, die militärisch den Zweck hat, den beschossenen Panzer heil zu lassen, aber die Menschen darin zu verschmoren oder zu versaften. Und wir hatten, da wir sehr gute Quellen in Washington hatten, Papiere aus dem Pentagon, aus denen ganz klar hervorging, dass die Abschussvorrichtungen für diese Waffen schon längst in der Bundesrepublik angekommen waren. Wir haben das gesendet und erwartet, dass sich am nächsten Tag ein Sternmarsch auf Bonn formiert aus allen Teilen der Republik, weil das Bonner Verteidigungsministerium bisher immer behauptet hatte, es werde keine Neutronenbomben bei uns geben. Aber nichts passierte, sondern man tat so, als ob wir überhaupt nicht berichtet haben.

Da verzweifeln Sie an Ihrem Beruf. Die Redaktion bringt ein Thema und meint, es muss die Republik in ihren Grundfesten erschüttern und es passiert nichts.

> Aber es gab doch auch oft Reaktionen? Ja, ein anderes Mal bringen wir einen Beitrag, ein „leichteres“ Thema, wie häufig

am Schluss der Sendung: „Würmer in Fischen“. Die – und das sagten wir auch – nicht unbedingt gesundheitsschädlich sind, aber einfach ekelregend und damit schon gegen das Lebensmittelgesetz verstoßen. Am nächsten Tag brach der deutsche Fischhandel zusammen, war die deutsche Fischindustrie am Rande des Ruins. Die Frankfurter Allgemeine schrieb: Der größte Fall von Geschäftsschädigung durch die Presse in der deutschen Geschichte. Uns wäre im Traum nicht eingefallen, dass wir solche eine Reaktion hervorrufen.

> Was sind das denn für journalistische Träume, die Sie jetzt noch unbedingt angehen wollen?

Ich habe gelernt, dass auch in unserem Beruf der Ideenklau zunimmt. Und ich habe mir angewöhnt, über Projekte erst dann öffentlich zu reden, wenn ich mit ihrer konkreten Realisierung beginne. Ich habe den Kopf voller Projekte, aber es dauert bei mir, wie bei einer Schwangerschaft von Elefanten, immer sehr lange, bis ich auch wirklich eine Idee konkret gebäre.

> Handelt es sich um Regionen, in denen Sie noch nicht waren, oder sind es Themen?

Es sind, wie es auch der Titel meines neuen Buches sagt, sowohl Regionen, die fern liegen, als auch Regionen, die mir nahe sind und buchstäblich vor meiner Haustür hier in Mecklenburg liegen. Das ist für mich weder ein Widerspruch noch eine unterschiedliche Wertigkeit. Für mich ist das Nahe nicht weniger faszinierend als das Ferne. Dessen werde ich mir eigentlich erst jetzt bewußt, wo ich hier oben in meiner Einsiedelei sitze und meinen Blick schweifen lasse über das, was sich hier in den Falten und Senken der Landschaften verbirgt.

> Warum leben Sie heute bei Schwerin – und nicht in Köln in WDR-Nähe oder in Berlin?

Ich hatte schon als Kind in Brandenburg immer den Wunsch, einen direkten Zugang zu einem See zu haben, wie viele meiner Schulkameraden damals. Diesen Wunsch habe ich nie aufgegeben. Bereits zehn Jahre vor meiner Pensionierung fing ich an nach solch einer Bleibe zu suchen im Gebiet nordwestlich von Berlin. Aber erst vor drei Jahren bin ich fündig geworden.

> Und nun fühlen Sie sich wohl in der Umgebung von Schwerin?

Dass ich mich hier so wohl fühle, liegt sicher auch an meiner „DDR-Vergangenheit“, denn bis 1955 lebte meine Familie im Osten. Ich habe es leichter. Ich werde nicht unbedingt als Zugereister angesehen wie manche aus dem Westen, die nach der Wende hierherkamen und glaubten, dass hier die Bären und Wölfe auf den Straßen spazieren.

> Was tun Sie nun als „pensionierter“ Journalist?

Ich werde weiterhin gefragt, Kommentare zu sprechen, Interviews zu geben, an Veranstaltungen, Sendungen teilzunehmen und mache dies auch, wenn es mich vom Thema her interessiert. Ansonsten engagiere ich mich auch an meinem neuen Wohnort, mache Filmabende oder andere Benefiz-Veranstaltungen, um Geld mal für den Kindergarten im Dorf, mal für die Kirchenglocke im Nachbarort zu sammeln.